Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 21 (1916-1917)
Heft: 7

Artikel: Vom kindlichen Spiel
Autor: Grütter, Luise
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311229

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Kurse, wenn sie festen Bestand gewinnen, die Keime einer Frauenhochschule[1] im Sinne der skandinavischen Volkshochschulen bilden.

So würde uns also die Zukunft für die Töchter und Frauen bringen Ausbau der praktisch-hauswirtschaftlichen Bildung nach unten bis in die Volksschule hinunter und Ausbau nach oben durch die Fortbildungs-Töchter- und *Frauenschule.* L. W.

Vom kindlichen Spiel.

Von Dr. *A. Luise Grütter.*

„Es war an einem Winterabend. Der Schulmeister und seine Frau sassen sehr still und ernst neben dem Herd, aber in einer Ecke der Stube spielte ein zwölfjähriges Mädchen, das Gertrud hiess und die Tochter des Schullehrers war. Der Winkel, in dem sie sass, war ihr Spielkämmerchen. Da hatte sie eine Menge verschiedener Sachen aufgespeichert; kleine Scherben farbigen Glases, zerbrochene Tassen und Teller, runde Steine vom Flussufer, dicke Holzklötzchen und vielen andern ähnlichen Kram. — Nun hatte sie schon lange ruhig weiter spielen dürfen; weder Vater noch Mutter hatten sie gestört. Sie sass auf dem Boden, baute sehr eifrig mit ihren Holzklötzen und Glasscherben und fürchtete nur, an ihre Aufgaben und ihre Arbeit erinnert zu werden. Doch nein, das war herrlich, es sah nicht danach aus, als ob aus der besonderen Rechenstunde beim Vater heute abend etwas werden würde. Sie hatte da in ihrem Winkel eine grosse Arbeit vor; nämlich nichts weniger, als ein grosses Dorf zu bauen. Das ganze Kirchspiel samt Kirche und Schule sollte geschaffen werden! — Ein ums andere Mal hob die kleine Gertrud auch den Kopf, um die Mutter zu rufen; aber sie unterließ es jedesmal, um die Eltern nicht daran zu erinnern, dass sie da sei!“

* * *

Meine Arbeit über das Spiel im Kindesalter glaubte ich nicht besser eröffnen zu können als durch das Zitat dieses kurzen Abschnittes aus dem *Lagerlöfschen „Jerusalem“*. Hier entrollt die nordische Dichterin ein wunderbar zartes und doch klar und scharf geschautes Bild des spielenden Kindes, ein Bild, das in seiner farben- und gestaltenfrohen Fülle und vor allem in seiner vollkommenen und glücklichen psychischen Insichselbstgeschlossenheit in jedem von uns ein Sehnen zu erwecken vermag nach jenem entzückendsten aller Wunderländer, zu dem fast jeder Mensch einmal den Schlüssel besessen hat, nach dem Wunderland, das die moderne Vorstellungspsychologie so überaus trocken und echt wissenschaftlich abstossend zu bezeichnen pflegt als die kindliche *Spielsphäre.* — Nicht etwa, dass die moderne Kinderpsychologie, die Pädologie vor allem, etwa dem Kinderspiel gegenüber eine abweisende oder gar abschätzige Stellung eingenommen hätte. Von Dichtern und Künstlern war das Interesse nicht nur des Publikums, sondern auch der Wissenschafter für das spielende Kind schon lange geweckt. Reizende Schilderungen aus der Kinderwelt, Kinderszenen, Jugenderinnerungen, der ganze kinderfreundliche Zug, der der modernen Literatur nicht abzusprechen ist, hatten der Wissenschaft vorgearbeitet,

---

[1] Sie sollen also nicht etwa dem Studium der Philosophie, der Medizin, Jurisprudenz oder Theologie dienen wie die Universitäten.

als sie daran ging, sich für das Helldunkel zu interessieren, das die Funktionen der kindlichen Psyche verhüllt, sich mit ihnen systematisch und nach naturwissenschaftlichen Prinzipien zu beschäftigen. — Zusammenhängende Beobachtungen, *Beobachtungsreihen* findet man aber trotz des erweckten wissenschaftlichen Interesses in den pädologischen Büchern verhältnismässig selten. Es ist auch schwierig, über gewisse Spielarten solche zu erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil das Kind im unbefangenen Spiel gestört wird, wenn es sich beobachtet weiss. Immerhin finden wir schon in dem hübschen Buch von *Sigismund,* „Kind und Welt", später in den sogenannten *„Tagebüchern",* die besonders in England und Amerika recht häufig angelegt worden sind, viel Richtiges und Hübsches berichtet. Das reiche, noch keineswegs veraltete Buch von *Preyer, „Über die Kindesseele",* berichtet vom Spiel im ersten Kindesalter, das zu der Zeit hauptsächlich sensoriellen Charakter trägt. An die eigentliche Bearbeitung des vorhandenen Stoffes hat sich *Groos* gemacht, der sich auch eingehend mit dem Spielen der Tiere beschäftigte.[1] Seine Ansichten und Theorien sind von dem englischen Psychologen *Carr* ergänzt worden. Wertvollen Beobachtungsstoff liefern die auch sonst so überaus wertvollen Monographien des Elternpaares *Stern,* und eine knappe und recht übersichtliche Darstellung des bislang Gewonnenen findet sich in dem einfach und freundlich geschriebenen Buche von Prof. *Claparède* in Genf, „Kinderpsychologie".

Meinen vorliegenden Ausführungen möchte ich voranschicken, dass auch sie, wie die meisten der angeführten Werke, nicht pädagogischen Charakter und vor allem keinen methodologischen Wert besitzen sollen. — Ich will nicht davon sprechen, wie die Kinder spielen sollen, oder gar, wie man *mit* den Kindern spielen muss. Keine Anweisungen und Ratschläge will ich geben; auch das gegenwärtig in der Pädagogik so ungemein beliebte Kapitel „Spiel und Arbeit" wird von mir höchstens gestreift werden. — Zweck dieser Ausführungen wird es sein, einige Punkte aus der bis jetzt gemachten pädologischen, d. h. rein kinderpsychologischen Ausbeute hervorzuheben, von den *seelischen Kräften* zu sprechen, die das Kind zum Spiel veranlassen und befähigen, und jene Gründe sollen angeführt werden, die nach der Ansicht der Wissenschaft die Natur geleitet haben könnten, wenn sie das Spiel im Kindesalter zu einem so wichtigen Faktor hat werden lassen, dass Kind und kindliches Spiel uns als untrennbares Eins und Ganzes erscheinen. — Denn in der Tat: Während bei uns Erwachsenen das Spiel im ganzen nur eine *Nebenerscheinung* ist, die gegen den ernsten Kampf um Erhaltung und Steigerung des Daseins zurücktreten muss, bildet es bei dem Kinde den eigentlichen *Hauptinhalt seines Lebens.* So lange nicht die Erziehung mit ihrem Zwange eingreift, ist das kindliche Dasein ganz überwiegend von Spieltätigkeiten ausgefüllt. Man ziehe die allgemein animalischen Tätigkeiten des Essens, Trinkens und Schlafens ab, so wird bei dem normalen Kinde, dem man seinen Willen lässt, fast nichts anderes übrig bleiben. — Im Alltagsleben ist man an diese Erscheinung gewöhnt, und man nahm sie von jeher als etwas Selbstverständliches hin. Die populär psychologische Beobachtung legte das, was sie sich vom Wesen des Spiels gemerkt hatte, im Sprachgebrauch nieder. Und es waren hauptsächlich zwei Dinge, die man als wichtigste Merkmale zu

---

[1] *Anmerkung der Redaktion.* Es sei hingewiesen auf ein kleines, aber sehr interessantes Büchlein, „Das Tier und Wir", von Prof. Dr. Bastian Schmid. Mit 42 Originaltierbildern von C. O. Petersen, photographische Aufnahmen. Verlag Theodor Thomas in Leipzig. Preis Mk. 1.

seiner Wesensbestimmung immer wieder hervorhob: das Merkmal der ungebundenen *Freiheit* in der Betätigung und das Merkmal der *lustbetonten* Betätigung, des fröhlichen Behagens in der Tätigkeit. Man setzte auch sprachlich das *Spiel* in scharfen Gegensatz zu der gebundenen unfreien Betätigung, der *Arbeit,* und wie man gern vom „frohen Spiel", von „Spiel und Scherz" sprach, redete man vom „Ernste" und der „Zucht der Arbeit".

Diese Wesensbestimmung durch die populäre Psychologie ist, weil sie richtig war, von der Wissenschaft übernommen worden. Arbeit und Spiel, diese beiden aktiven psychischen Äusserungsformen, die einander so nahe stehen und schliesslich ineinander übergehen, sind verschieden *nur* nach ihrem *voluntaristischen* und *emotionalen* Charakter. Die Ungebundenheit, die Freiheit zunächst, die das Spiel vor der Arbeit auszeichnet, ergibt sich daraus, „dass es", wie schon *Kant* in seinen pädagogischen Vorlesungen hervorgehoben hat, „keinen *Zweck* beabsichtigt, sondern an sich angenehm ist", während bei der Arbeit die Beschäftigung nicht an sich angenehm ist, sie vielmehr unternommen wird einer andern *Absicht* wegen. Oder, in der Terminologie der modernen Psychologie ausgedrückt: Das Spiel ist ungebunden, *weil es nicht* von *einer ihm eigentlich fremden* Zweckvorstellung geleitet wird. Ist eine Zweckvorstellung vorhanden, so liegt sie im Spiele selbst. — Auch das Kind kennt die andere Betätigungsart — die Arbeit also — die einem bestimmten Zwecke dient. Auch es kann schon seine physischen und psychischen Kräfte betätigen, um Nahrung zu gewinnen, um Schmerz zu beseitigen, um einer Gefahr zu entrinnen. Wenn es aber dies tut, so spielt es so wenig wie der arbeitende Erwachsene, es arbeitet, d. h. es dient dem *realen Zweckleben.* Die Vorstellungen, die Assoziationen, die alsdann zu Motiven seines Handelns werden, entstammen der grauen Gebundenheit der Zwecksphäre, nicht der schönen Freiheit der Spielsphäre. Wenn das Kind so zweckbestimmt handelt, so ist es unfrei, um so mehr, da ihm gewöhnlich die Zweckvorstellung von aussen aufgezwängt wird, und gewöhnlich wird es dadurch auch *unfroh.* So denkt das kleine Mädchen aus „Jerusalem" mit Abscheu und Unlust an die besondere Rechenstunde beim Vater. Es fühlt nur die Gebundenheit, das Unlustvolle dieser Betätigung. Die Zweckvorstellung, die vom Vater dem realen Zweckleben des Erwachsenen entnommen ist — und die etwa „späterer Nutzen einer mathematischen Ausbildung" genannt werden könnte — ist ihm lästig, fremd und unverständlich. Wie gerne taucht das Kind zurück in seine geliebte Spielsphäre, und es ist psychologisch richtig und unendlich rührend zugleich, wie die Dichterin uns die kindliche Ängstlichkeit schildert, mit der das Kind seinen innern Schatz vor der Aussenwelt hütet, die Spielsphäre eben, in der es allein König sein will, wo die Vorstellungen in farbigem Reigen und in unendlicher Fülle auf- und niederschweben und sich aneinanderketten und verschlingen, angefeuert von dem nimmermüden Trieb zur Betätigung, geführt vom Zauberstab der Phantasie.

Phantasie und kindlicher *Betätigungstrieb,* das sind die beiden psychologischen Kräfte, die dem Spiele die Antriebe liefern. Doch wäre es natürlich vollkommen falsch, wenn man auf sie allein das kindliche Spiel zurückführen wollte. So einfach ist die Sache nicht. Wie jede andere menschliche Funktion, so ist auch das Spiel ein sehr komplexes Ding, und eine Menge von geistigen und auch körperlichen Dispositionen, Vererbungen, von Vorstellungen, Gefühlen, Trieben, Instinkten, von Empfindungen müssen vorhanden sein, wenn das Kind spielen können soll.

Man hat sich zuweilen die psychologische Erklärung zu leicht gemacht. Einige Psychologen, wie Claparède z. B., sprechen von einem *Spieltrieb,* der das Kind zum Spiele befähige, und der als eine Art psychischer Elementarkraft dargestellt und als etwas dem Instinkt Verwandtes, als *ein instinktiver Impuls* bezeichnet wird. Diese Bezeichnung hat für die Psychologie sicherlich nur den fragwürdigen Wert einer Nominaldefinition.

Ich glaube, dass es für psychologische Zwecke förderlicher ist, wenn wir bei der Frage nach den hauptsächlichsten geistigen Kräften, die beim Spiel in Funktion treten, einen andern Standpunkt einnehmen und auf die Beobachtung der psychischen *Besonderheiten* hinweisen, die daran schuld sind, dass das Spiel das Kind so ausschliesslich zu beglücken und zu erfüllen vermag, während der Erwachsene, nachdem er etwa noch die Zwischenstufe des Sportsfreundes durchlaufen hat, das Spielinteresse manchmal gänzlich verliert; denn jene Spiele, wo es um Gewinn und Verlust geht, und an denen sich manchmal auch das Alter erhitzt und erfreut, fallen selbstverständlich aus dem Rahmen dieser Besprechung hinaus.

Wie wir schon gesagt haben, findet in der Spielsphäre des Kindes fortwährend ein reges Spiel von farbigen und lebhaften Vorstellungen statt, die im Bewusstsein auf- und untertauchen, nicht zum Zwecke des Wiedererkennens oder der Erinnerung, sondern in eben jener freien und anmutigen *Spontaneität,* die das Wesen der Phantasie ausmacht. Die Eigentümlichkeiten der kindlichen Phantasie, die um so schärfer und ausgeprägter sind, um je jüngere Kinder es sich handelt, sind etwa folgende: Die Phantasie des *jungen* Menschen arbeitet mit vorzugsweise anschaulichen Vorstellungsinhalten. Diese Vorstellungen sind farbig und lebhaft, sie sind aber nicht immer klar und vor allem nicht richtig, weil sie öfters auf ungenaue Wahrnehmungen zurückgehen. Die Phantasie arbeitet mit diesen *Inhalten* mehr *passiv* und *planlos schweifend* — weil Zweckvorstellungen fehlen. Sie ist kritiklos, subjektiv, kurz, die Phantasie des Kindes ist eigentlich *phantastisch,* die Wahrnehmung, Erinnerung und das kritische Urteil überwuchernd. Hierdurch *scheint* die kindliche Phantasie oft besonders lebhaft und produktiv, da manchmal die Erzieher durch das Moment des *Unerwarteten,* des anscheinend *Originellen* verblüfft und irregeleitet werden. Ein ferneres Merkmal der kindlichen Phantasie ist ihre ausgesprochene Beweglichkeit, die sich aus dem Wesen der kindlichen Aufmerksamkeit erklärt, die vorzugsweise fluktuierend ist, keine Fähigkeit zu dauernder Konzentration besitzt. Die Phantasietätigkeit des Kindes ist eine vorzugsweise *reproduktive* und *nachahmende,* und da die *Intensität* des von ihm innerlich Geschauten eine so überaus grosse ist, begnügt es sich nicht nur damit, die Gestalten seiner Phantasie *nachzuahmen,* sondern es *fühlt sich selbst hinein* oder *belebt* die Aussenwelt mit dem Hauche seiner kleinen, heissen Seele.

Die *Lust an der Nachahmung, Einfühlung und Belebung der Aussenwelt,* sie lässt es jene unendlichen Geschichten mit Holzklötzchen, mit Tuchfetzen, mit Puppen und Bleisoldaten, mit Wasser und Sand aufführen, die es während der Aufführung durchlebt und, erfüllt von den lebhaftesten Gefühlen der Lust, auch durchkostet, und die doch meist nichts anderes sind als Wiederholungen früherer Erlebnisse, namentlich Wiederholungen von Handlungen und Situationen, die es beim Erwachsenen beobachtet hat. Noch in der Schulzeit führen die Kinder am allerliebsten Geschichten auf, spielen sie *nicht* nach Spielvorschriften und Spielbüchern, sondern das, was sie gesehen und gelesen haben. (Sie spielen

„Schule“, die Mädchen führen den Haushalt, besorgen Wäsche, kochen, die Knaben spielen „Soldaten“ und „Eisenbahnerlis“.) Dabei schlüpft das Kind mit seinem ganzen kleinen psychischen „Ego“ in den Rahmen des Gespielten hinein, was nicht verhindert, dass dieser Rahmen sich fortwährend verändert, d. h., dass das Kind im Spiele fortwährend die Rolle wechseln kann. Wunderschöne Beispiele dieser ausserordentlichen kindlichen Einfühlungsfähigkeit finden wir in *Otto Ernsts* „Appelschnuttgeschichten“, da wo das Kind mit dem Vater so lieblich spielt. Naturgemäss verändert sich die Phantasietätigkeit mit zunehmendem Alter, und der ältere Knabe, dem es vor einigen Jahren noch gar nicht merkwürdig vorgekommen ist, wenn er in einer einzigen Spielstunde sukzessive die Rollen des Arztes, Kinderfräuleins, der Köchin und des Krämers zu spielen hatte, er wird später die wandelbare Phantasie selbst zügeln, seine Aufmerksamkeit auf ein Spielziel richten und den ganzen Nachmittag *nur* der sachverständige Hauptmann seiner Bande sein wollen.

Ins Spiel der Phantasie hinein greift beim Kind der starke, spontane, nie rastende Tätigkeitsdrang. Er lässt das Kind das, was es innerlich so deutlich schaut, auch darstellen, gestalten, bilden. *Beide, Phantasie* d. h. *Nachahmung, Einfühlung* und *Belebung)* und *Darstellungstrieb* oder Tätigkeitsdrang, hangen auf das innigste zusammen. Das selbsttätige Bilden von Phantasiegestalten, das Aufführen von Geschichten mit Bauklötzchen und Puppen, mit Sandhaufen und selbstgebauten Festungen und Wohnungen, das mimische Aufführen von Szenen ist *zugleich* die lebhafteste Betätigung der Einfühlung der eigenen Person und ihres Innenlebens in die Dinge *und* des bildnerischen und gestaltenden Triebes. Dabei bleibt — wie *Meumann,* der treffliche, allzu früh dahingegangene Psychologe ausführt — die Phantasie des Kindes im Spiel und in der bildenden und gestaltenden Kunsttätigkeit nicht auf der rein nachahmenden und reproduktiven Stufe stehen, sie geht über zur Erfindung neuer Situationen und Formen. Die Nachahmung der frühern Erlebnisse bildet nun den *Ausgangspunkt* des Spiels; aber in diesen Tätigkeiten vollzieht sich zugleich der Übergang des Kindes zur *Selbsttätigkeit,* zum Finden und Erfinden, kurz, zur Betätigung der ersten Anfänge der *produktiven Phantasie.* — *Wann* dies geschieht, ist individuell höchst *verschieden. Viele Kinder* aber gelangen über das Stadium der nachahmenden, reproduktiven Phantasietätigkeit überhaupt nie hinaus. Die Spielsphäre eines Kindes genau kennen zu lernen, ist für den Erwachsenen nicht immer so leicht. Gut geartete Kinder, die gewohnt sind, bei ihrer Umgebung liebevolles Eingehen und Verständnis für ihre kindliche Eigenart zu finden, werden sich zwar offen über ihr Phantasieleben, über ihre Spielabsichten etwa, äussern. Ihre Phantasiewelt hat für sie noch nicht den intimen und geheimen Charakter, mit dem der Erwachsene die Erzeugnisse seiner Phantasiearbeit gerne umgibt. Der Knabe spricht es aus, dass er jetzt die Rolle des Königs, jetzt die des Indianers spielt. Doch *wehe,* wenn der Erwachsene das Kind missversteht, sein Spiel belacht, es stört oder in einem dem Kinde missliebigen Sinne daran teilnehmen will! Dann zieht das Kind den Vorhang zu, der seine liebe Spielsphäre umgibt. Es teilt nichts mehr mit, ja es kann schamhaft erröten, wenn Erwachsene in falscher Weise auf die Phantastereien reagieren, in die es selbst sich so tief und selbstverständlich eingelebt hat.

Wenn wir hier etwas eingehender die psychischen Faktoren beleuchtet haben, wenn wir von der Macht und Eigenart der Phantasie, der Gewalt des Betätigungstriebes gesprochen haben, so ist dies geschehen, um die Frage be-

antworten zu können: Warum spielt das Kind? — Die Antwort lautet also: Das Kind spielt, weil seine psychische Beschaffenheit gerade diese Auslösung seiner Kräfte verlangt. Das Spiel ist das Resultat der kindlichen Eigenart. Es spielt und *muss* spielen, weil es ein *Kind* ist — und nicht, was die Pädagogen und Psychologen älterer Schule immer und immer *wieder* überschaut haben — *nicht* ein kleiner *Erwachsener*.

Wie viele Erziehungssünden wären unterblieben, wie viele Abgeschmacktheiten, wenn man sich beizeiten darüber Rechenschaft gegeben hätte, dass das Kind aus sich heraus verstanden sein will, und dass man es nicht einschätzen soll nach dem Maßstab des Erwachsenen oder des Staates oder des Volkes oder der religiösen und sittlichen Moral, in deren Bannkreis es aufwächst. Diesen Fehler haben nach meiner Ansicht auch einige Theoretiker des Kinderspieles begangen. Sie haben die Fragen: Was ist das Spiel? Warum spielt das Kind? nicht ganz so einfach beantwortet, wie wir es eben getan haben. Das Spiel ist für sie nicht nur die der kindlichen Eigenart entsprechendste aktive Äusserungsart. Ihre Theorien sind voll von Wissenschaft, aber ich weiss nicht, ob diese Theorien nicht auch bei Ihnen ein wenig den Eindruck erwecken werden, als ob einige dieser Herren midi à quatorze heures gesucht hätten, als ob sie ein kindliches Problem hätten in höchst unkindesgemässer Weise lösen wollen. Die Theorien sollen hier in aller Kürze skizziert werden.

Die *älteste und allgemeinste Spieltheorie* ist die *Erholungstheorie,* die in neuerer Zeit besonders von *Lazarus* und *Steinthal* vertreten worden ist. Sie besagt: Das Spiel ist eine Erholung, eine Erfrischung des ermüdeten Organismus. Aber diese Theorie ist nicht in allen Fällen stichhaltig. Warum sollte die Ermüdung das Kind nicht eher zur *Ruhe,* zum Schlafe, als zum lebhaften, anstrengenden Spiel einladen? Die Theorie ist von der alten, vergleichenden Psychologie geschaffen worden und stimmt, wenn man nur an den Erwachsenen denkt: „Er erholt sich abends durch ein Spielchen!“ Sie passt nicht für das Kind. —

Die sogenannte *Krfatüberschusstheorie* ist von englischen Psychologen (Spencer) und früher schon von keinem Geringeren als von *Schiller* aufgebracht worden. Beim Kinde und auch beim Tier herrscht Zuwachs an Leben. Die Kräfte häufen sich an, da sie durch arbeitende Betätigung nicht aufgezehrt werden. Diese überschüssige Kraft entladet sich durch die ihr zukommenden Kanäle. Findet sie aber keinen äussern Anlass zu der betreffenden wirklichen Tätigkeit, so kommt es zu einer *Nachahmung* dieser Tätigkeit, zum Spiel. Auch diese Theorie, zufolge der das Spiel vorkommt nur bei Kräfteüberschuss, ist leicht zu widerlegen. Spielt das eben von Krankheit genesende Kind nicht auch, das in seinem Bettchen aufsitzt und sich vergnügt, ohne dass wahrlich ein Kräfteüberschuss nachzuweisen wäre?

Eine *eigenartige und interessante Theorie* ist die *Atavismustheorie* des Amerikaners Stanley Hall. Ihr zufolge sind die Spiele *Rudimente,* Erinnerungen, Überbleibsel, psychologische *Dispositionen,* im Kinde zurückgelassen durch die Betätigungen früherer Geschlechter. Die Theorie verdankt ihre Entstehung dem biogenetischen Grundgesetz *Häckels,* das da behauptet, dass die Entwicklung des Kindes nichts anderes ist als eine Rekapitulation der Entwicklung der Rasse. So würden die Bewegungsspiele des Kindes zurückzuführen sein auf die *Raubzüge,* auf das Nomadisieren unserer frühesten Voreltern; die Jagdspiele, die Puppenspiele sind Rekapitulationen dessen, was unsere Urväter und Urmütter

getan haben. Einen merkwürdigen Schwanz hängt der Amerikaner seiner sonst ganz klar ausgeklügelten Theorie, in der darwinistische Gedanken leben, noch an. Das Spiel soll nämlich diese vererbten, atavistischen Tätigkeiten nicht etwa einüben, sondern — das ist das Merkwürdige — es soll sie für die spätere Zeit *verhüten.* Im Spiel finden diese ererbten, zum Teile auch tierischen Dispositionen eine Entladung, oder wie er sagt, eine „Reinigung". Dass das kleine Puppenmütterchen, das da seine Püppchen herzt und hegt, dies tun muss, weil unzählige Frauengeschlechter es vorher getan haben, ist zu begreifen. Dass es es aber tue, damit es dies dann später *nicht mehr* tun müsse, damit seine atavistische Disposition sich im Spiel entladen habe, um dies erfassen und glauben zu können, dazu gehört schon eine bedeutende Fähigkeit zu *professoralen Gehirnverrenkungen.*

Die klarste und einleuchtendste Theorie ist die von Prof. *Groos* begründete und von *Carr* erweiterte *Einübungstheorie,* die, wie Groos sie formulierte, also lautete: *Das Spiel ist die natürliche Selbstausbildung des Kindes.*

Groos ist zu dieser Auffassung gelangt durch seine an spielenden Tieren angestellten Beobachtungen. Ihr Angelpunkt ist die *Frage* nach dem *biologischen Zweck* des Spieles und ihre Beantwortung: „Das Spiel bezweckt die *Erhaltung des Individuums* und dadurch auch die *Erhaltung der Art!*" oder anders gesagt: „Das Spiel ist eine Vorbereitungsübung auf das Leben!" — Im Augenblick der Geburt, so führt Groos aus, sind alle *Instinkte* im Menschen und im Tiere in Vererbung vorhanden. Sie sind aber nicht genügend entwickelt, um ihre Aufgaben zu erfüllen. Deshalb müssen sie *geübt* werden. Das Tier und der Mensch üben sie im Spiele. Darum gibt es ebenso viele Arten von Spielen als es Instinkte gibt, Kampfspiele, Jagd- und Wettspiele, Liebesspiele. Interessant und für die Richtigkeit der Theorie sprechend ist die Beobachtung, dass niemals in den Spielen der Tiere und des normalen Kindes Spiele auftreten, die eigentlich einer andern Art angehören; so werden sich die jungen Kätzchen nicht mit dem Köpfchen stossen, sondern diese spätern Hörnerübungen den Ziegen überlassen; das junge Zicklein wird nicht nach dem Papierfetzen haschen und nicht dem welken Blatte nachspringen; denn es braucht später keine Mäuse zu fangen. Ebensowenig wird der Knabe allzulang ein geduldiges Puppenmütterchen sein wollen, und das Mädchen endlich wird sehr bald das nötige Interesse für die eigentlichen Kampfspiele der Jungens nicht mehr aufzubringen vermögen.

Der Amerikaner *Carr,* der die *Einübungstheorie* von Groos ausgebaut hat, fügt bei, dass das Spiel *nicht nur* einübenden Wert für die Erhaltung der Art besitze. Nach seiner Ansicht hat es noch weitergehende biologische Nützlichkeiten: Es hat die Bedeutung eines *lustvollen Zeitvertreibes;* es verhindert die Entwicklung solcher Energien, die *antisozial* wirken könnten. *Es ist Selbstpflege, Selbstübung, Selbstzucht und Selbstunterricht.*

Natürlich stellt das Spiel nicht die *einzige* Art der Vorbereitung für das spätere Leben dar. Wenn man bei der Gesamtentwicklung eines Menschen alles dasjenige, was aus angeborenen und vererbten Faktoren hervorgeht, als *„spontanes Wachstum"* bezeichnet, so können wir alles andere, was zur Entwicklung beiträgt und was *erworben* wird, etwa als *„Ausbildung"* bezeichnen.

Das Spiel, das Ererbtes durch Erworbenes vervollständigt, gehört alsdann zum *Begriff der Ausbildung.* Es ist wirklich *unabsichtliche Selbstausbildung,* zu der sich nun noch gesellen: die *absichtliche* Selbstausbildung oder die bewusste *Selbstzucht,* die *unbeabsichtigte* Fremdausbildung durch Sachen und Personen,

oder, wie man sagt, *die Erziehung durch das Milieu.* Und endlich die *beabsichtigte Fremdausbildung* oder die Erziehung im *eigentlichen Sinne.*

Die Groossche Spieltheorie ist ein sicherlich gut abgerundetes, folgerichtiges Denkgebäude. Wir können seinen *Schlussfolgerungen* beistimmen, wenn er sagt: Das Leben der Menschen beginnt mit der *unabsichtlichen Selbst*ausbildung, *dem Spiel,* an die sich während der Jugend die *Fremdausbildung* anschliesst, und aus dieser hat die *absichtliche Selbst*ausbildung herauszuwachsen, die für den Weiterstrebenden erst im Tode ihren irdischen Abschluss finden kann. Der Lehrer, der sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigt, wird das Treiben der Jugend nicht nur mit Interesse, sondern mit Ehrfurcht betrachten. Denn *im kindlichen Spiel tritt ihm* die grosse Mutter *Natur* als Kollegin an die Seite.

Aus der Geschichte der bernischen Volksschule.

Von *M. H.*

(Schluss.)

Das war die freiwillige Arbeitsschule, die vom Staate „befördert", d. h. subventioniert, deren Gründung den Gemeinden empfohlen, aber nicht befohlen werden konnte, weil die gesetzliche Grundlage, das Obligatorium fehlte. Einer Organisation im heutigen Sinne standen aber auch nach der Einführung des Obligatoriums noch jahrelang zwei Übelstände entgegen: der Mangel an speziell vorgebildeten Arbeitslehrerinnen und das Fehlen eines methodischen Unterrichtsplanes. Den letztern bestimmte das Haus; jedes Mädchen brachte *die* Arbeit in die Arbeitsschule, die im Hause gerade notwendig war. Noch mehr als in den übrigen Schulfächern, machte sich hier der Widerstand gegen einen methodischen Unterricht geltend, und auch der kleinste Fortschritt musste mühsam erkämpft werden. Aus dem Chaos einer planlosen „Arbeitsgemeinschaft" konnte sich nur langsam eine lehrplanmässig organisierte „Arbeitsschule" entwickeln. Diese grosse Wandlung mit Geschick und seltenem Takt im Kanton Bern durchgeführt zu haben, ist zum guten Teil das Verdienst einer bernischen Lehrerin, die im Laufe der Jahre in ungezählten Kursen Arbeitslehrerinnen herangebildet, dem Aschenbrödel unter den Schulfächern eine geachtete Stellung verschafft und als Idealistin im besten Sinne des Wortes eine Unsumme von Zeit, Arbeit und Geduld dem Arbeitsunterricht geopfert hat.

In der Dezembernummer vom Jahre 1839 bringt das „Bernerische Schulblatt" einen Artikel unter der Aufschrift: *„Bildungsanstalt für Lehrerinnen zu Hindelbank".*

„Im Herbst 1838 wurde von dem Tit. Erziehungsdepartemente unter meiner Leitung eine Anstalt eröffnet, die den Zweck hat, unterwiesene Mädchen, die das sechszehnte Altersjahr zurückgelegt haben, zu befähigen, sowohl eine Primar- als eine Kleinkinder- oder Arbeitsschule zu besorgen. Die Anstalt steht unter dem gleichen Reglemente wie das Seminar zu Münchenbuchsee. Zur Ertheilung des Unterrichts wurde mir Herr Arn, gewesener Oberlehrer zu Arch und Zögling von Buchsee, als Gehülfe beigegeben, während meine Frau den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten übernahm. Aus einer ziemlichen Anzahl Mädchen, die sich hatten anschreiben lassen, wurden nach einer zweitägigen Prüfung zwölf ausgewählt, und mit ihnen die Arbeit den 12. November 1838 begonnen. Die Zöglinge wohnen und leben unter den gleichen Verhältnissen im Pfarrhause, wie